

»Wer ist denn Coop?«

»Man könnte ihn schon einen Berufsprotestler nennen, nur würde das unterstellen, dass ihn jemand dafür bezahlt. Aber in Wahrheit weiß niemand genau, wer er ist. Er ist vor einem Jahr oder so mit einem großen Hund aufgetaucht. Wie es aussieht, bringt er sein Leben damit zu, mit ihm die Ufermeile auf und ab zu wandern. Ansonsten sitzt er viel in der Bibliothek und studiert die Geschichte der Lakefront-Parks – über den Burnham-Biotopkorridor weiß er mehr als ich. Und wesentlich mehr als Mona und ihre Kumpel, nebenbei bemerkt.«

»Die Versammlung wirkte etwas chaotisch«, sagte ich. »Ist Leo zuständig für die Planung bei SLICK? Hat er deshalb die Präsentation gehalten?«

Sie verzog das Gesicht. »Oh, nein. Bei SLICK herrscht eigentlich immer so ein Chaos. Sie haben irgendwelche Fördermittel dafür gekriegt, ihre Karten und Unterlagen zu digitalisieren, und das macht Leo für sie. Mona hat erst versucht, die Präsentation selber zu machen, aber sie kommt überhaupt nicht mit Power Point zurecht und hat's auch nicht geschafft, ihre Anmerkungen mit den Folien zu koordinieren. Es wäre komisch gewesen, wenn es nicht so erbärmlich wär, aber sie mussten den Jungen bitten, das zu übernehmen.«

Jetzt war ich froh, dass ich bei dem Teil der Versammlung nicht dabei gewesen war. Ich fragte mich, welche Rolle die Frau vor mir spielte – offenbar kannte sie sich mit den Plänen der Parkbehörde ganz gut aus.

»Ich bin bloß Anwohnerin. Und es stinkt mir, dass SLICK sich hier zum Sprachrohr der Parkbehörde macht, ohne die Wünsche der Stadtteilbewohner einzubeziehen. Diese Landgewinnung mag ja 'ne ganz gute Idee sein, aber es ist wie bei allem in dieser Stadt – null Transparenz. Entscheidungen fallen bei privaten Treffen, wo Geld von Hand zu Hand geht. Ich lebe seit dreiundfünfzig Jahren hier. Ich hab es satt.«

Sie buchstabierte mir ihren Namen, Nashita Lyndes. Ich reichte ihr eine meiner Visitenkarten, die mich als Detektivin auswies.

»Detektivin?« Ihre Miene erhellte sich. »Sind Sie hier, um etwas über die Pläne der Stadtverwaltung auszugraben?«

»Tut mir leid, Ms. Lyndes: Ich bin bloß wegen der Fußballerinnen hier. Aber um was über die Pläne der Stadtverwaltung auszugraben, bräuchte es mindestens einen atomgetriebenen Schaufelbagger. Eine normale Dampfmaschine kann da gar nichts ausrichten.«

Barbaren

Bernie war in den Saal zurückgekommen, nicht auf der Suche nach mir, sondern um mit Leo zu sprechen. Sie schien ihn von irgendwas überzeugen zu wollen; er betrachtete die SLICK-Führungsriege und schüttelte bedauernd den Kopf.

»Manche Leute haben einfach kein Rückgrat«, knurrte sie, als sie hinten im Saal zu mir stieß.

»Und du fühlst dich wohl zuständig, ein paar Knochenzellen zu injizieren, um das Wachstum zu stimulieren?«, fragte ich sardonisch.

»Wenn das bloß gehen würde!«

Bernie rannte los, um ihr Team einzuholen, das auf dem Weg zum Parkplatz eines Einkaufszentrums an der Forty-seventh Street war. Ich folgte ihr langsamer. Sie musste noch sicherstellen, dass ihre Mädchen nur mit befugten Erwachsenen abzogen.

Als sie damit durch war, ließ sie Mundwinkel und Schultern hängen. »Diese Mädchen, neun Wochen lang waren sie mein ganzes Leben, und jetzt? Puff! Aus und vorbei, weg sind sie, als wäre nie was gewesen.«

»Du fängst doch nächste Woche ein neues Programm an, oder?«, fragte ich.

»Ja, an der West Side. Ich hab gebettelt und gefleht, um bei diesen Mädchen zu bleiben, aber von der Parkbehörde gibt's kein Geld mehr für solche Maßnahmen.«

Ich teilte ihre Empörung. Die Stadt hatte genug Mittel für Landaufschüttungen und einen neuen Strand, aber für ein Team aus afroamerikanischen und Latina-Mädchen war nichts übrig.

»Und gehen sie nicht noch Pizza essen? Geh doch mit – sie beten dich an, bestimmt hätten sie dich gern dabei.«

»Das ist nicht organisiert. Manche gehen heut Abend mit ihren Familien hin, andere heben sich die Gutscheine für später auf.«

»Peter spendiert mir vor dem Essen noch einen Geburtstagsdrink bei Sal. Lust, mitzukommen?«

Peter Sansen war der Archäologe, mit dem ich seit ein paar Wochen ausging. Und meiner alten Freundin Sal gehörte die Bar Golden Glow.

»Dein Geburtstag! *Ma foi – je suis un crétin!* Ich hab's vergessen. Natürlich komm ich mit.« Sie grinste schurkisch. »Und danach bin ich taktvoll und lasse euch beide alleine Essen gehen. Außerdem wollen Angela und ich nachher noch mit den anderen zum Inlineskaten.«

Angela Creedy, Basketballerin an der Northwestern-Uni, teilte sich mit Bernie und zwei anderen Sportstudentinnen eine Wohnung in einem wackligen alten viktorianischen Haus.

Auf dem Weg zum Auto unterhielt mich Bernie mit einer Replik ihrer ausgefuchsten Strategien bei dem heutigen Spiel.

Einst hatte die Forty-seventh Street gewimmelt von Bars und winzigen Läden, die das Einzugsgebiet Bronzeville versorgten, als die Banken im Loop Afroamerikaner nur abzockten und die Innenstadtgeschäfte ihnen den Zutritt verwehrten – außer natürlich als Putzkräfte. Jetzt prangten hier neue Wohnblöcke, riesige unpersönliche Kettenfilialen, Fitnessstudios und ein gigantischer Spirituosenmarkt, der das Sterben der alten Bars noch beschleunigt hatte.

Häuser und Läden endeten an den Bahnschienen der Illinois Central Railroad, der östlichen Grenze des Stadtteils, doch die Straße führte unter den Schienen hindurch noch ein Stück ostwärts und mündete in einer Auffahrt zum Lakeshore Drive. Zwischen dem Drive und dem Gleisbett lag ein schmaler Streifen Land, der allmählich wieder zu Prärie wurde; dort gab es auch einen Parkplatz, wo ich meinen Wagen abgestellt hatte.

Als wir in die Unterführung eintauchten, vernahmen wir eine Art hohles Klimpern wie von einem Xylofon, willkürlich dissonant, verstörend.

Um diese Zeit, sechs Uhr, war hier alles voll mit joggenden, radfahrenden, picknickenden Leuten, denn der Tunnel führte zu einer Fußgängerbrücke, die den Drive überquerte. Eine Person mit Kopfhörern, die einen Sportbuggy mit Baby vor sich herstieß, rannte in mich hinein und beschimpfte

mich lautstark. Ich trat dichter an einen der Pfeiler heran und sah schließlich auch, wo die Musik herkam: Eine verummte, in Grau gehüllte Gestalt beugte sich über ein kleines rotes Plastikpiano wie das von Schroeder bei den *Peanuts*. Und genau wie Schroeder holte die Gestalt ein erstaunliches Klangspektrum aus diesem Spielzeug heraus.

Als ich am früheren Nachmittag hier langgekommen war, hatte ich sie nicht gehört, aber es war erkennbar, dass sie hier ständig hauste. Vielleicht hatte sie vorhin noch geschlafen, ihre grauen Lumpen mochten mit dem grauen Hintergrund verschmolzen sein.

Ich versuchte Bernie weiterzuziehen, aber sie lauschte mit großen Augen gebannt dem unheilvollen Rhythmus, den die Pianistin auf der tiefsten Oktave ihres Instruments hämmerte.

»Hör mal hin«, forderte sie. »Das ist doch ›Savage‹.«

Ich schüttelte verständnislos den Kopf.

»Wie kannst du das nicht kennen? Das ist der größte Song der letzten zehn Jahre, es geht um diese indianische Häuptlingsfrau. Sie hieß Anacaona, und die Spanier haben sie ermordet, als sie nicht ihre Hure sein wollte. Meine gesamte Highschool hat das am First Nations Day gesungen, aber es geht um viel mehr als nur das. Es geht um Frauen, und wenn wir eine Demo machen, gegen Vergewaltigung oder gegen die schrecklichen Incel-Frauenhasser, dann trommeln wir und singen diesen Song. Wer kommt darauf, jetzt und hier dieses Lied zu spielen? Gibt es eine Demo? Sollen wir mitmarschieren?«

Bernie versuchte mitzusingen, aber sie traf weder Ton noch Rhythmus. Alles, was ich ihrem atonalen Singsang entnehmen konnte, waren die Wörter ›Barbaren‹ und ›brutak‹.

Unvermittelt fuhr die Pianistin das Tempo runter. Die Musik glitt nahtlos aus einem Afro-Pop-Beat in einen getragenen Drei-Halbe-Takt. Nach ein paar Takten meinte ich etwas zu erkennen, das nach dem Lamento aus Purcells *Dido und Aeneas* klang. Ich fing an zu singen: »Remember me, remember me, but ah! forget my fate –«

Bernie unterbrach mich. »Nein, nein, so geht das nicht. Es heißt: ›Remember me and *don't* forget my fate.‹ Wir sollen sie ja eben nicht vergessen!«

»Tut mir leid«, sagte ich kleinlaut. »Ich hab Purcells Fassung gesungen. Wer hat die Fassung geschrieben, die du kennst?«

»Lydia Zamir. Erst war sie bloß irgendeine Musikerin, aber dann fing sie an, Songs über Frauen zu schreiben, weißt du, für #MeToo und so. Sie war in diesen Mann verliebt, und sie reisten zusammen zu allen möglichen Kundgebungen, und dann wurden sie bei einem von diesen grässlichen Massenmorden erschossen. Irgend so ein *crétin* mit zu vielen Waffen hat sie einfach abgeknallt.«

Bernie funkelte mich an, als wollte sie, dass ich auf der Stelle das Problem der Kretins mit zu vielen Waffen löste.

Als ich nichts sagte, fügte sie hinzu: »Es ist echt schräg, Zamirs Musik so zu hören, in einer Unterführung mitten in Chicago.«

Ich trat langsam auf die verummte Gestalt zu – ich ging davon aus, dass es eine Frau war, weil der Körper so schwächig wirkte, aber genau sagen konnte ich es nicht. Ich kam dicht genug heran, um zu erkennen, dass es sich um einen Mini-Flügel handelte, die winzige Klaviatur nur ein paar Handbreit über dem Boden. Der rote Plastikkorpus war bestoßen und gesprungen. Als ich mich hinbockte, um nach der Musik zu fragen, krabbelte die Gestalt hastig rückwärts weiter in den Tunnel und umklammerte ihr Piano.

Bernie legte unwillkürlich die Finger an den Mund. »O nein – sie hat Angst. Ich wollte sie doch fragen, woher sie diese Musik kennt. Vielleicht war sie eine Freundin von Zamir – das wäre das reinste Wunder!«

Sie schob sich vorsichtig näher, als pirschte sie sich an ein Eichhörnchen im Wald heran, aber die Frau heulte auf und drehte uns den Rücken zu.

Eine Radfahrerin hielt neben uns an. »Das ist doch hier kein Zoo, wo Sie die Tiere anstarren können. Das ist eine Frau, die ein Recht auf ihre Privatsphäre hat.«

»Aber sie spielt hier in der Öffentlichkeit«, wandte Bernie ein. »Ich will sie gar nicht wie ein Museumsstück behandeln, aber sie kennt einen wichtigen Song. Warum soll ich sie nicht fragen, wo sie den herhat?«

»Weil sie nicht mit Ihnen reden will. Ihre Körpersprache macht das doch wohl deutlich.« Die Radlerin baute sich zwischen der Frau und Bernie und mir auf.

»Kennen Sie sie?«, fragte ich. »Sie wirkt hier sehr angreifbar. Wär's nicht besser, ihr Hilfe zu besorgen – medizinische Versorgung, einen Schlafplatz?«

Die Radfahrerin verzog verächtlich den Mund. »Sind Sie eine mobile Sozialarbeiterin? Sie will nicht in eine Einrichtung.«

»Sind Sie eine mobile Hellseherin?«, fragte ich. »Sie empfangen die Gedanken und Wünsche dieser Person und tun sie der Welt kund?«

Ihre Nasenflügel blähten sich. »Sie halten sich vielleicht für witzig, aber Sie haben keine Ahnung. Wer sie kennt, lässt sie in Ruhe. Dass Sie sie behelligen wollen, heißt, dass Sie sie nicht kennen.«

»Was ist hier los, Judith?« Von der Seeseite der Unterführung war ein Mann aufgetaucht, ein Hund trottete hinter ihm her. Der Mann trug Khakishorts und ein T-Shirt mit dem Umriss einer verblassten Sonnenblume darauf. Als er stehen blieb, um mit der Radfahrerin zu sprechen, setzte der Hund sich hin und starrte mit großen traurigen Augen zu mir hoch.

»Das sind bloß zwei Möchtegerns.« Judith nickte in Bernies und meine Richtung. »Meinen es vielleicht sogar gut, aber kein Respekt.«

»Wir sind keine Möchtegerns«, rief Bernie. »Und wir respektieren die Klavierspielerin. Aber diese Judith hier, die bildet sich ein, es ist ihr Job, zu verhindern, dass die Welt von dieser Musik erfährt. Und was Sie angeht, Sie kenne ich doch von der Versammlung eben, da haben Sie Leo attackiert. Vielleicht sollten Sie sich mal um Ihren eigenen Kram kümmern!«

»Ja«, sagte ich. »Hat die Polizei Sie nicht erst vor einer Stunde aus der SLICK-Versammlung abgeführt?«

Er rammte sich die Faust in die Handfläche. Der Hund beobachtete ihn, die Nackenhaare aufgestellt. »Sagen Sie nicht, Sie gehören zu Mona Borsas Handlangern. Was hat sie vor, sollen Sie mich jetzt beschatten –«

»Sie sind nicht wichtig genug, als dass ich Sie beschatten würde. Sie sind kaum wichtig genug, um mit Ihnen zu reden«, blaffte ich. »Hier hockt eine begabte Musikerin, lebt im Elend, und Ihre Freundin Judith hat sich zu ihrem Sprachrohr ernannt. Ich will wissen, ob sie ärztliche Versorgung braucht –«

»Und ich, ich will unbedingt wissen, woher sie den Song ›Savage‹ kennt«, unterbrach mich Bernie.

»Und keine von euch hat das Recht, sie zu nerven. Wir kümmern uns schon um sie!«, rief Coop erbost.

»Na, das machen Sie aber lausig«, sagte ich. »Zunächst mal braucht sie Essen, Kleidung, ein Bad und ein richtiges Bett. Außerdem gebührt ihr ein richtiges Klavier. Nur eine wahre Künstlerin holt aus einem miesen Plastikdingsbums solche Töne raus.«

»Und was bitte geht Sie das an? Sind Sie vielleicht Talentscout?«, höhnte Coop.

Judith sagte: »Die Stadt wimmelt offenbar von Sozialarbeitern, die genau wissen, was das Beste für Leute ist, ohne sie je zu fragen. Wann immer jemand diese Frau ins Asyl oder ins Krankenhaus steckt, haut sie ab.«

»Hat sie einen Namen?«, fragte ich.

»Kann sein, aber das geht Sie nichts an. Sie brauchen nur zu wissen, dass sie auf die meisten Menschen allergisch reagiert, ganz besonders auf Fremde. Sie lässt sich von Coop Essen bringen, sie vertraut Bär. Manchmal traut sie auch mir. Sie können sich also beruhigen und Leuten helfen gehen, die Ihre Hilfe wollen.«

Bär war vermutlich der Hund.

»Wir sind keine Sozialarbeiter«, protestierte Bernie verärgert. »Ich bin Eishockeyspielerin und Fußballtrainerin, und Vic hier ist Detektivin. Wenn die Polizei –«

»Detektivin?«, brüllte Coop. »Dann hat Mona Borsas *endgültig* den Bogen überspannt. Sie hat gewusst, die Polizei kann mich nicht festnehmen, nur weil ich auf der Versammlung widerspreche, also hat sie Sie als bezahlte Provokateurin –«

»Schluss jetzt!«, rief ich. »Sie können mich jederzeit fragen, wer ich bin und was ich hier tue, aber *mir* gehen Sie nicht ohne Fakten an die Gurgel. Ich bin nicht der unerfahrene Junge, den Sie bei der SLICK-Versammlung zerlegt haben, also machen Sie halblang.«

Bär, der Hund, blickte von Coop zu mir, unsicher, ob er eingreifen musste. Er stand auf und stellte sich zwischen uns. Ich trat ein paar Schritte zurück.

»Sie wurden gar nicht festgenommen?«, sagte Bernie zu Coop. »Warum nicht?«

»Erster Zusatzartikel«, sagte ich knapp. »Meinungsfreiheit. Auch wenn er gebrüllt hat, er hat niemanden angefasst.«

»Wenigstens sind Sie 'ne Schnüfflerin, die das Gesetz kennt, aber was verdammt hatten Sie bei der Versammlung zu suchen, wenn Mona Borsa Sie nicht auf mich angesetzt hat?«

»Wissen Sie was? Meine Welt dreht sich nicht um Sie. Aber Ihr Gewüte verstört genau die Person, die Sie angeblich beschützen.«

Auch wenn einige Passanten einen Bogen um uns machten, hatten wir Gaffer angelockt. Ob es am Gezänk zwischen Coop und mir lag oder am Starren der Leute, jedenfalls presste sich die Pianistin so dicht wie möglich an die Mauer, umklammerte ihr Piano und wimmerte.

»Dabei will ich doch nur mit ihr über Musik reden«, sagte Bernie.

»Lass es.« Die Frau namens Judith hatte geschwiegen, als Coop und ich stritten, jetzt wandte sie sich an Bernie. »Sie ist schlimm verletzt worden, und sie spürt keinen Unterschied zwischen Fremden, die es gut meinen, und Fremden, die ihr wehtun wollen.«

Ihr Tonfall war immer noch überheblich, aber was sie sagte, ergab Sinn. Ich legte Bernie den Arm um die Schultern. »Da ist was dran, *piccola*. Hier sind zu viele Leute, und wir geraten nur alle aneinander. Komm, wir gehen ins Glow.«

Bernie ließ sich von mir weiterschieben, aber nur widerstrebend. Am Ende der Unterführung blieb sie stehen und blickte zurück. Coop und Bär hockten dicht neben der Pianistin, die langsam wieder in ihr Nest aus Decken und Kartons kroch.

Judith wartete etwas abseits, während die Frau die Beine ihres Plastikpianos justierte, bis es stabil stand. Als sie wieder zu spielen anfang, radelte Judith weiter; die Menge löste sich vollends auf. Bernie lauschte konzentriert.

»Den Song kenne ich auch!«, sagte sie schließlich. »Glaube ich jedenfalls.«

Sie fing auf ihre atonale Art an zu singen:

»Die Kunst des Liebens
ist die des Todes
das Gegenteil von Liebe ist nicht Hass, nicht Hass
das Gegenteil von Liebe ist einsam
ein einsamer Schwan.«

»Das Lied ist wunderschön, aber so – so *mélancolique*, oder, *Vic*?«

»Sehr«, stimmte ich zu, aber ich lauschte gebannt dem Piano: In den krachenden Beat auf der tiefen Oktave webte die Pianistin die Melodie von Griegs ›Schwan‹: ein Lied, das meine Mutter früher gern gesungen hatte.